Hebammen

Das Kind will kommen

In der 29. Woche, auf 1200 Metern. Und jetzt?

Seit die geburtshilfliche Abteilung des örtlichen Krankenhauses geschlossen wurde, arbeiten fünf Hebammen in einem österreichischen Bergtal in einem eigenen Hebammenzentrum. Und sind oft die letzte Rettung für werdende Mütter

Ohne Susanne würden wir jetzt nicht so hier sitzen“, sagt Elisabeth. Nicht mit dem kleinen Markus – man ahnt, was sie meint.

Die zupackend wirkende Frau, die man sich gut auf einem Melkschemel vorstellen kann, betrachtet das wenige Wochen alte Baby in ihrem Arm. Ihre Augen bekommen einen glasigen Film. „Doch, wir sind der Susanne sehr dankbar …“, sagt Andreas, Elisabeths Mann.

Susanne ist Hebamme. Heute ist sie zur Nachsorge auf den Hof gekommen. Vorsichtig übernimmt sie das Baby, entkleidet den kleinen Körper. „Wollen wir mal schauen, ob die Mama brav war“, sagt die 54-Jährige. Und die Mama war brav. 4300 Gramm bringt Markus auf die Waage. „Da hat er sich ja glatt vervierfacht“, rechnet Elisabeth, während sie ihren Sohn liebevoll in eine Decke wickelt und zurück ins Gitterbettchen legt. Das Bettchen steht mitten im Raum. Holz knistert im Ofen, auf der Eckbank beschäftigt sich die Oma mit Markus’ zweijähriger Schwester Melanie. Heimelig wirkt die Bauernstube – wohl auch, weil einem hier, auf 1200 Metern, im letzten Hof am Berg die Größe und Macht der Natur besonders bewusst werden.

Der 27. August war ein regnerischer Tag. Elisabeth hat wie immer den Stall gemacht, gekocht, dann die drei Kinder ins Bett gebracht. Am Abend ist es wunderbar still in der Stube. Noch.

„Mitten in der Nacht ging ich zur Toilette“, erzählt die 35-Jährige. Sie fühlt etwas Warmes am Schenkel, das Warme ist Blut. Fahre ich wohl morgen früh mal besser zum Arzt, denkt sie. Bei den anderen Kindern ist alles gut gegangen. Wieso sollte es diesmal anders sein? Sie überlegt.

Und weiß selbst nicht so recht, was sie dazu bewogen hat, dann doch zum Hörer zu greifen. Vermutlich war es dieser Satz, den sie so oft gehört hatte. Dass man jederzeit im Hebammenzentrum im nahe gelegenen Mittersill anrufen könne, Tag und Nacht. Susanne sagt, die 24-Stunden-Rufbereitschaft sei etwas, was sie und ihre vier Kolleginnen immer betonen würden, bei ↷

VERSORGUNGSNOT

Nicht nur in Österreich, auch in Deutschland ist eine wohnortnahe Versorgung Schwangerer durch Hebammen nicht mehr gegeben. Eine Landkarte, in der Frauen täglich neue Einträge machen, dass sie keine Hebamme finden konnten, dokumentiert die Unterversorgung: www.unsere-hebammen.de/mitmachen/unterversorgung-melden

Text:
ELISABETH HUSSENDÖRFER
Fotos:
JULIA ROTTER



Markus lag noch auf der Neugeborenen-Intensivstation, da arbeitete seine Mama Elisabeth bereits wieder im Stall. Inzwischen wird der Bub zum Melken mitgenommen



jedem Geburtsvorbereitungskurs, jeder Info-Veranstaltung, auf Flyern sowieso.

Als sie Elisabeth am Telefon nach dem geplanten Entbindungstermin fragt, ist sie alarmiert. In der 29. Woche müsste sie sein. Auf keinen Fall warten wir da, sagte Susanne.

Sie gibt zu: Im Eiltempo durch die Berge, das ist nicht ihr Ding. Vor allem im Winter lassen sie und ihre Kolleginnen sich gelegentlich von den Männern der werdenden Mütter im Tal abholen. Eng winden sich die Serpentinen bis zu Elisabeths und Andreas' Hof. Einen guten Eindruck der „geografischen Gegebenheiten", von der Susanne spricht, bekommt man oben.

Sauerstoffmaske im Gepäck

Über gut 50 Kilometer erstreckt sich das Oberpinzgau, ein breites Tal im Herzen des Salzburger Lands. Zur Linken und Rechten erhebt sich majestätisch die Bergwelt der Hohen Tauern, am Ende bildet der fast 3700 Meter hohe Großvenediger einen Abschluss. „Dort endet das Tal", zeigt Susanne. Wer weiterwolle, müsse eine Passstraße rauf. Zwei Stunden bis ins nächste Krankenhaus bräuchte man bestimmt.

Eine braucht man in die andere Richtung, und wenn das Krankenhaus eine Intensivstation

Hebamme Susanne geht bei vielen Familien fast ein und aus wie eine Freundin. Während sie Markus' Gewichtszunahme notiert, darf seine Schwester ihre Puppen wiegen



für Neugeborene haben soll, anderthalb. „Zum Glück gibt's das Hebammenzentrum", sagt Elisabeth. „95 Prozent der Talbewohnerinnen, die in den vergangenen fünf Jahren schwanger waren, sind von uns betreut worden", weiß Susanne. Einen irrsinnigen Rückhalt in der Bevölkerung erfahre man. Sie sprechen sich rum, die Geschichten wie die von Elisabeth, bei denen man sich besser nicht ausmalt, was gewesen wäre, hätte es das Zentrum nicht gegeben.

In jener Nacht, in der es heftig regnet, ist Susanne ruck, zuck da. Routinemäßig schleppt sie ihren großen Koffer ins Haus, der alles enthält, was man für eine Geburt braucht. Auch eine Sauerstoffmaske für die Neugeborenen-Erstversorgung gehört zur Ausrüstung. Die erfahrene Hebamme untersucht Elisabeth: Das Kind will kommen. Ein Kind, das in der 29. Woche vermutlich noch nicht selbstständig atmen kann. „Die Atemmaske hilft Babys mit Anpassungsschwierigkeiten", erklärt Susanne. Sind die Lungen aber noch nicht reif, muss künstlich beatmet werden.

Sie ist froh, als der Rettungswagen, den sie gerufen hat, eintrifft. Nie wird sie die Fahrt ins Krankenhaus vergessen. 40 Minuten brauchen sie, gerade mal halb so lang wie sonst.

1200 Gramm – Markus' Gewicht erfährt Susanne später am Telefon, im Krankenhaus ist

sie nicht mehr zuständig. „Nicht auszudenken, man hätte den Bub hier in der Stube in Empfang genommen“, sagt Andreas ... und fügt leise hinzu: „so wie mich ...“ Damals, 1968, führte noch keine Straße zum Hof. Im Arm der Mutter soll er gelegen haben, auf einem Pferdeschlitten saß die, neun unbefestigte Kilometer führten bis ins Tal, wo eine Wöchnerinnenstation war. „Man sollte meinen, in der Welt von heute gehe es weniger abenteuerlich zu“, sagt Andreas. Die Politik aber hätte die Menschen in den Bergen in vielerlei Hinsicht vergessen. Vom stolzen Salzburg aus würden die Gesetze gemacht. „Von Städtern, die es sich vermutlich noch nicht mal ansatzweise vorstellen können, wie wir leben.“

Qualitätssicherung – für die Mittersiller Hebammen ist das fast schon ein Reizwort. „In Wirklichkeit geht’s vor allem um wirtschaftliche Interessen“, sagt etwa Susannes Kollegin Bianca. Wie die anderen im Team hat sie bis vor fünf Jahren am örtlichen Krankenhaus gearbeitet, in der geburtshilflichen Abteilung. Dann aber gab es neue Bestimmungen, neue Richtlinien ...

Krankenhäuser mit weniger als 500 Geburten im Jahr entsprächen nicht dem Standard, hieß es. „Wir hatten im Schnitt 200 Geburten im Jahr“, sagt Bianca. Fachliches Können lässt sich für sie nicht an Zahlen festmachen. Von vorgeschobenen Gründen sprechen auch die Kolleginnen.

Viel mehr Hausgeburten

Aus der Zeitung haben sie von der Schließung ihrer Abteilung erfahren. „Wir standen unter Schock“, erzählt Bianca. Sofort hat sie damals die Wege im Kopf, die Schwangere und Gebärende künftig zurücklegen müssen. „Wir alle haben Kinder“, sagt Barbara, 50. „Es ging uns nicht nur um die drohende Arbeitslosigkeit, sondern auch um die Vorstellung, die eigene Tochter könnte in den Wehen liegen und es wär keiner da, der hilft.“

Was dann in den Wochen bis zur Schließung im Frühling 2010 geschieht, klingt für die Hebammen im Rückblick selbst fast ein bisschen wie ein kleines Wunder. „Der 15. März war unser letzter Arbeitstag am Krankenhaus, am 16. feierten wir Eröffnung unseres Zentrums“, erzählt Susanne. Auf die intensive Überlegung, wie es weitergehen konnte, war zunächst ein Konzept gefolgt, das der Landesregierung vorgelegt und nach einigem Hin und Her als förderungswürdig anerkannt wurde. Schließlich: die Suche nach geeigneten Räumlichkeiten. Direkt hinterm Krankenhaus, in einem kleinen orangefarbenen Haus der Gemeinde, war das Team fündig geworden. Nächtelang wurde geputzt, tapeziert, eingerichtet. Der Blick aus dem Fenster rüber zum Krankenhaus erinnert an den Kämpfergeist, der damals herrschte. Der Blick durchs Innere des Zentrums tut noch heute jedes Mal wohl. Viel Holz, viele Kerzen, schöne Farben – etwas sehr Stimmiges ist da entstanden.

„Das Leben braucht einen guten Start“ lautet ein selbst entworfenes Logo auf den Poloshirts, die die Hebammen tragen.

„Anfangs wollten die Kollegen von der Rettung Wetten abschließen“, schmunzelt Bianca. Auch ohne das Krankenhaus würde es nicht mehr Hausgeburten geben. Wenige Monate später war klar, wer die Wette gewinnen würde. Jedes Jahr geschieht es im Oberpinzgau mehrfach, dass Kinder ungeplant zu Hause zur Welt kommen.

Erst neulich wieder. „Der Mann am Telefon klang aufgeregt“, erzählt Bianca. Seine Frau käme seit Stunden nicht vom Klo. Sofort sei sie hingefahren. Sie hätte es dann gerade noch so geschafft, das Badewasser einzulassen, erzählt Bianca weiter. In der Wanne kam das Baby zur Welt. Bewegend sei das: Kinder in Empfang zu nehmen, fernab jeder Hightech-Medizin. Mit dem Muhen der Kühe im Hintergrund manchmal sogar.

Natürlich passierten da auch Dinge, über die Stadtmenschen vermutlich nur den Kopf schütteln könnten, sagen die Hebammen. Elisabeth, die Mutter des in der 29. Woche geborenen Markus zum Beispiel, kam am dritten Tag nach der ☞

WIE IST DIE LAGE IN DEUTSCHLAND?

Aktuell bieten in Deutschland rund 700 Krankenhäuser Geburtshilfe an, 1991 waren es noch fast 1200.
Vor allem in ländlichen Regionen können Schwangere oft nicht mehr wählen, wo ihr Kind zur Welt kommen soll: Immer weitere Fahrten zur nächsten Klinik müssen in Kauf genommen werden.
Besonders dramatisch ist die Lage auf einigen Inseln. Aktuell wird zum Beispiel die Geburtshilfe auf der Insel Föhr eingestellt.
Problematisch dabei ist, dass auf Föhr kein Seenotrettungskreuzer stationiert ist. Mit einem Hubschrauber können Schwangere nur bei guter Sicht aufs Festland gefloge werden.
Der Deutsche Hebammenverband e. V. fordert seit Jahren die Sicherstellung einer wohnortnahen Versorgung für alle Frauen und Familien.

(Quelle: Deutscher Hebammenverband e. V.; Nina Martin, Leiterin Kommunikation)





Zeit für eine Jause. Susanne ist fertig mit ihrer Arbeit, bleibt aber noch

Entbindung aus dem Krankenhaus, während das Baby im Brutkasten blieb. „Die Kinder, die Kühe – wie hätte es denn gehen sollen?“ Kaum zu Hause angekommen, kommt ihr der Mann entgegen. Oben auf der Alm sei ein Kälbchen geboren. Das Muttertier müsse zurück zum Hof, brauche Versorgung. In den folgenden Wochen ist Elisabeth zwischen Hof und Krankenhaus gependelt. Städter mögen so was verantwortungslos finden, überlegt Susanne. Städter bekämen aber auch weniger Kinder. Schon am Berg oben werden die Leute öfter Eltern als unten im Tal, hat sie beobachtet. „Weil man den Wert des Lebens so nah an der Natur eher erkennt?“

Was allerdings nicht heißt, dass man alles dem Schicksal überlässt! Hätte Markus sich am Tag angekündigt, wo Hubschrauber fliegen können – Susanne hätte einen gerufen. Kollegin Elisabeth hat es einmal getan. „Es war mehr als fraglich, ob wir die Strecke bis ins Spital schaffen würden“, erzählt die 54-Jährige. Zum vereinbarten Treffpunkt im Tal kamen eine Notärztin, der Hubschrauber sowie die werdende Mutter mit ihr im Rettungswagen. Unterwegs hatte sie noch einen Stopp am Hebammenzentrum eingelegt und wehenhemmende Medikamente geholt – „Wirkstoffe, die nur ein Arzt geben darf, die wir aber immer im Kühlschrank haben“. Wenn die Rettungskette funktioniert wie in diesem Fall – die Ärztin bekam den Befund der Hebamme zusammen mit dem Mittel überreicht und konnte direkt durchstarten –, wird die Bedeutung des Hebammenzentrums besonders deutlich. Der Vater des Kindes, das tatsächlich Minuten nach Ankunft im Krankenhaus geboren wurde, kam später persönlich, um sich zu bedanken.



Medizinisch auf dem aktuellen Stand: Viele Untersuchungsgeräte konnten die Mittersiller Hebammen nach der Schließung der geburtshilflichen Abteilung des Krankenhauses in die eigene Praxis mitnehmen

Mehr Zugang zu Menschen

Anstrengender geworden sei die Arbeit, sind die Hebammen sich einig, aber irgendwie auch sinnstiftender, und das, obwohl es jedes Jahr wieder eine Zitterpartie ist, ob das Land Fördergelder genehmigt.

Natürlich besteht der Arbeitsalltag nicht nur aus Extremsituationen. Sondern auch aus solchen Vormittagen wie dem Besuch bei Elisabeth und Andreas, sagt Susanne. An diesem Tag war auch noch die 26-jährige Claudia ins Zentrum gekommen, um ein CTG ihrer Zwillinge schreiben zu lassen. Simone, 38, wollte einen Rat, weil sie Stillprobleme hat, und ließ sich zeigen, wie man



Die vier vom Mittersiller Hebammenzentrum: Elisabeth Cvorak, Barbara Altenberger, Susanne Harms, Bianca Lackner (eine fünfte im Bunde, Silvia Fischbacher, ist derzeit in Elternzeit)

Stillhütchen benutzt. Wie froh sie sei, dass sie da jetzt nicht zu einem Hausarzt müsse, betonte sie: „Wie hätte der denn helfen können?“

Anders als in Deutschland übernehmen die österreichischen Krankenkassen Hebammenleistungen nach Entbindungen nur unter besonderen Umständen, etwa nach einer ambulanten Geburt. Es sei denn, es gibt vom Land geförderte Projekte wie das Hebammenzentrum. „Die Frauen im Oberpinzgau genießen eine landesweit einzige Rundum-Versorgung“, sagt Susanne stolz. Nicht nur Schwangere und Wöchnerinnen, auch Mütter von Zweijährigen schwören auf das alte Wissen und die sanften Methoden der fünf Frauen in dem kleinen Häuschen hinterm Krankenhaus. Viele sagen: Euch kenn ich, ihr seid so was wie Freunde geworden während der Zeit, in der ihr für mich und mein Baby da wart.

Auch die Kinder im Oberpinzgau scheinen das so zu sehen. Kleine Hände, die den Hebammen aus Kinderwagen zuwinken, sind keine Seltenheit in Mittersill. Jungen und Mädchen, die auf den umliegenden Höfen zur Welt kamen und mittlerweile sprechen können, rühren an, sagen auch schon mal: Du hast mich auf die Welt geholt.

„Da bekommt man Gänsehaut“, sagt Bianca. Weniger Geburten, aber mehr Zugang zu Menschen – nein, die 42-Jährige möchte nicht mehr arbeiten wie früher im Krankenhaus. So fühle er sich genau richtig an, ihr Beruf.



Elisabeth Hussendörfer lebt in der Großstadt und empfand die Versorgungslage während ihrer Schwangerschaften als sehr beruhigend – fand aber, dass die Mittersiller Schwangeren, die sie traf, ähnlich ruhig wirkten wie sie damals